

Ueli Mäder

Arm, behindert und lebensfreudig

Zusammenfassung

Armut macht krank. Und Krankheit macht arm. Ähnliches gilt für Behinderungen. Sie können Ursache und Folge von Armut sein. Manchmal auch eine Chance, etwas ruhiger anzugehen und mehr zu sehen.

Menschen mit einer Behinderung weisen ein erhöhtes Armutsrisiko auf. Das trifft auch in der reichen Schweiz zu. Wer eine Behinderung hat, verrichtet gewisse Arbeiten zuweilen etwas langsamer. Zudem belasten höhere Gesundheitskosten das Haushaltsbudget. Das kann Armut mitverursachen. Und umgekehrt. Armut kann Behinderungen verstärken. Mit sinkendem Einkommen steigen die gesundheitlichen Beeinträchtigungen. Wer arm ist, stirbt früher. Noch kürzer ist die Lebenserwartung, wenn eine Behinderung dazu kommt.

Résumé

La pauvreté rend malade et la maladie rend pauvre. Le même principe s'applique aux handicaps: ils peuvent être soit la cause, soit la conséquence de la pauvreté. Mais parfois aussi un tremplin, un appel à vivre la lenteur comme l'opportunité de mieux voir le monde.

Le handicap augmente le risque de tomber dans la pauvreté. La riche Suisse n'échappe pas à ce constat. Une personne en situation de handicap accomplit quelquefois certaines tâches un peu plus lentement que la moyenne; elle subit aussi des coûts de santé plus élevés, qui grèvent le budget de son ménage. Cela peut suffire à entraîner la pauvreté, ou à l'inverse: la pauvreté peut accentuer des handicaps. Un revenu en baisse accroît les risques d'atteinte à la santé. Le pauvre meurt plus tôt que le riche et le pauvre handicapé, encore plus tôt.

Mehrfach belastet

Eine Behinderung ist eine dauerhafte physische, psychische oder geistige Einschränkung. Sie beeinflusst das Verhalten und verlangt, eine Handlung anders zu verrichten als gewohnt.

Wer über wenig Geld verfügt und gesundheitlich beeinträchtigt ist, ist auch in seinen alltäglichen Aktivitäten eingeschränkt. Besonders dann, wenn eine Behinderung dazu kommt. Wichtig ist auch das psychische Wohl. Es verschlechtert sich laut Bundesamt für Gesundheit in allen Altersgruppen mit abnehmendem Einkommen. Das ist bei Frauen und bei Männern so. Und alle, die davon betroffen sind, sind zusätzlich Belastungen ausgesetzt. Folgen davon sind mehr Angst, Depressionen, Rückzug und Stress.

Je niedriger die Einkommen, desto höher sind die Beeinträchtigungen. Und darunter leidet auch die Ernährung. Mit sinkendem Einkommen und steigender Behinderung nehmen zudem die regelmässigen sportlichen Aktivitäten ab. Bei den untersten Einkommen ist der Anteil der Personen am höchsten, die keinen Sport betreiben. Mehrfach Belastete leben auch häufiger in kleinen, schlecht ausgestatteten Wohnungen, die schwierig zu pflegen sind. Mehrfach Belastete werden auch häufig stigmatisiert. Und sie sind gefährdet, negative Zuschreibungen selbst zu übernehmen. Das mindert die Fähigkeit, für sich selbst zu sorgen und zeigt sich vor allem bei allein stehenden Männern. Sie verfügen über weniger soziale Kompetenzen. Auch, weil sie von der Sozialisation her gewohnt sind, weniger häus-

liche Arbeiten zu verrichten und persönliche Beziehungen zu pflegen.

Was abweicht, ist bedrohlich

Wer eine Behinderung hat, wird häufiger stigmatisiert. Besonders in einem Umfeld, das sich stark an Leistung und Konkurrenz orientiert. Da richten sich Kritiken immer wieder an den eigenen Schatten. Wer zum Beispiel sein Bedürfnis übergeht, sich mehr Ruhe zu gönnen, moniert bei andern gerne die Gelassenheit, die er sich selbst mehr wünscht. Diesen Widerspruch dokumentieren autoritäre Haltungen, die eigene Verunsicherungen verdrängen, Ressentiments schüren und mit Häme bedienen. Sie halten rigide Ordnungen hoch und ziehen über andere her, die jenen Standards weniger genügen, die einem selbst zu schaffen machen.

Wer Gesellschaft auf ihr mechanisches Funktionieren reduziert, verstärkt ausgrenzende Mechanismen. Starre Schemen, die möglichst viel regeln und strukturieren, schränken das Organische und Lebendige ein. Das macht vor allem jenen zu schaffen, die beeinträchtigt sind und eigene Wege gehen wollen. Wer unkonventionell lebt, wird gerne in die Ecke gestellt. Darunter leiden nicht nur Arme mit einer Behinderung, sondern auch Jugendliche und alle, die fragen, was wichtig ist im Leben. Geht es darum, alles immer schneller drehen zu lassen und Angst besetzt die Effizienz zu optimieren? Oder gibt es noch etwas Anderes?

Wenn der Anschluss fehlt

Wir jagen immer schneller, immer weiter, immer mehr in ungebremster Leistungs- und Wachstumsdynamik den scheinbar selbst entworfenen Möglichkeiten nach. In der Multioptionsgesellschaft (Gross, 2004) setzen Wirtschaft und Technik die Menschen in Bewegung. Sie verdichten die Zeit

und treiben voran. Sie binden und entfesseln Energie. Wer nicht mithält, ist out. Wir fürchten ständig, etwas zu verpassen. Langjährige Anstellungen weichen dem rasch kündbaren Job. Und wer eine Behinderung hat, läuft umso mehr Gefahr, auszuscheren.

Wenn sich die Konkurrenz verschärft, achten alle mehr auf eigene Vorteile. Wirtschaftliche Unternehmen übernehmen dann weniger öffentliche Aufgaben. Sie verlangen mehr Risiko und Flexibilität. Das führt zu biographischen Brüchen. Die geforderte Mobilität vermittelt ein schier fatalistisches Gefühl, externen Marktzwängen ausgeliefert zu sein. Wer den Anschluss nicht schafft, wird ausgegrenzt. Die Angst, es könnte einen selbst treffen, führt auch dazu, prophylaktisch andere abzuwerten. Zudem sind wir von Kindesalter an daran gewohnt, von vermeintlichen Schwächen und Niederlagen anderer zu profitieren. Das unterläuft die Solidarität und verstärkt ein utilitaristisches Denken, das Menschen hauptsächlich nach ihrem produktiven Output taxiert. Wer da nicht mithält, ist bald einmal selbst «out». Und wer «out» ist, stört eine Normalität, die danach zu befragen wäre, wie normal sie ist.

Der französische Soziologe Alain Ehrenberg geht in seinem Buch *Das erschöpfte Selbst* (2004) der Depression nach. Sie ist in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts ein weit verbreitetes Symptom für die Schwierigkeit, sich «selbst zu sein». Mit dem Niedergang und dem schwindenden Einfluss bedeutender Institutionen, die – wie Familie und Schule – zentrale Normen und Werte vermitteln, ist das Individuum zum «Meister seines Schicksals» geworden: Es ist fast allein für die Erfolge in seinem Leben und für die Leistungen verantwortlich, die zu erbringen sind. Die Folge davon ist, dass es verletzlich, verunsichert und damit auch anfälliger für gesundheitliche Probleme ist. Denn ihm

fehlt der äussere Halt, der ihm vermittelt, wie es sich in sozialen Interaktionen zu verhalten hat. Der Mangel an Richtlinien und Vorgaben trägt dazu bei, die Gefahr psychischer Ermüdung und depressiver Verstimmungen zu erhöhen. Dementsprechend werden auch gesellschaftliche und unternehmerische Misserfolge einzelnen Individuen angelastet.

Mangel trübt den Blick

Wer arm ist oder eine Behinderung hat, nimmt sich mehr zurück. Das fiel uns schon bei früheren Armutsstudien (Mäder, 1999) auf. Sozial Benachteiligte und Ausgegrenzte laden viele Lasten auf die eigenen Schultern. Sie fühlen sich oft für Verhältnisse verantwortlich, die gesellschaftlich verursacht sind. Ihr Rückzug hat wohl mit dem hohen gesellschaftlichen Individualisierungsgrad und dem Tabuisieren von dem zu tun, was nicht ins Bild passt und stört. Das Schweigen führt dann dazu, dass Betroffene nach aussen Fassaden hoch halten und den Anschein erwecken, alles sei in Ordnung, selbst wenn sie einen hohen Leidensdruck verspüren. Heute weisen allerdings etliche Anzeichen darauf hin, dass sich resignative Haltungen und depressive Verstimmungen teilweise auch in Empörung verwandeln. Dazu tragen Schlagzeilen über Privilegierte bei, die in Saus und Braus leben. Wer selbst in engen Verhältnissen lebt, reagiert empört. Die Wut kann die Bereitschaft fördern, sich mehr für eigene Interessen einzusetzen. Sie kann aber auch dazu führen, Halt bei populistischen Kräften zu suchen, die einfache Erklärungen anbieten und lieber simplifizieren, statt differenzieren.

Marianne Gronemeyer beschreibt in ihrer Studie «Zur Motivation politischen Handelns» (1976), wie sich Resignation in Wut verkehrt. Die Empörung bleibt solange machtlos gegen die Resignation, bis eine

produktive Handlungsalternative vorliegt. Von sich aus unternehmen viele Benachteiligte wenig. Die Überzeugung von der eigenen Unzulänglichkeit lähmt. Es braucht oft einen Impuls von aussen. Soziale Benachteiligungen werden über lange Zeit hingenommen. Sie motivieren nicht von sich aus zu Veränderungen. Der Mangel trübt den Blick. Betroffene interpretieren Defizite als persönliches Versagen, nicht als Unrecht. Wichtig ist indes das Vermitteln eines Bewusstseins, dass eine missliche Situation kein Schicksal ist, sondern sich verändern lässt. Der Hinweis auf gemeinsame Betroffenheit entlastet von persönlichen Schuldgefühlen, die bei sozial Benachteiligten unter Bedingungen der Vereinzelung besonders ausgeprägt sind. Ausgegrenzte empfinden ihre Ohnmacht zuweilen als individuelle Schwäche. So lassen sich gesellschaftliche Probleme einfach auf jene abwälzen, die unauffällig bleiben wollen. Wenn sie im Elend bleiben, laufen sie weniger Gefahr, bei einem mutigen Versuch, etwas zu ändern, abermals zu scheitern. Wer sich mit dem Vorhandenen begnügt, schützt sich so gegen weitere Enttäuschungen. Die Angst führt zum weiteren Rückzug. Der Pakt mit dem Verzicht macht das Schicksal aushaltbar; vor allem dann, wenn es einigermaßen berechenbar ist.

Was hilft?

Was individuell hilft, sind persönliche Erfahrungen gelungener Lebenspraxis. Das Zutrauen in eigene Kompetenzen verlangt kleine Schritte. Grosse Ziele sind deshalb in Teilziele zu zerlegen, die sich in absehbarer Frist erreichen lassen. Die sinnliche Erfahrung motiviert. Sie zeigt, dass konkrete Veränderungen möglich sind. Sie lenkt auch den Blick vom scheinbar Unabdingbaren zum Möglichen. Die innerlich blockierende «Du solltest-Anforderung» verwandelt sich

in eine «Ich kann etwas-Haltung». Sie knüpft an vorhandene Interessen und Fertigkeiten an. Sie motiviert dazu, die Verhältnisse selbst mitzugestalten, statt sich von scheinbar unabdingbaren Sachzwängen bestimmen zu lassen.

Ein vermeintlicher Ausweg ist, stets das Gängige zu akzeptieren und den Mangel mit Konsumgütern zu kompensieren. Sie scheinen verlässlicher zu sein als soziale Bande. Der Verzicht auf Expression führt allerdings zur Selbstdestruktion. Der Rückzug in die eigenen vier Wände macht inaktiv. Wer seine sozialen Bedürfnisse kaum wahrnimmt, geht leer aus. Er verharrt im Ghetto. So erleiden so genannt Randständige gerade dann neuen Schaden, wenn sie sich bemühen, es andern recht zu machen. Der blinde Gehorsam zerstört die Persönlichkeit. Gefühle trocknen aus. Sie erstarren als Schuldgefühle. Menschen, die sich einfach anpassen und unterordnen, machen sich selbst zum Material und löschen sich quasi aus.

Kehrseite derselben «Medaille» ist eine Organisationswut. Sie zeichnet sich durch Unfähigkeit aus, sinnliche Erfahrungen zu machen. Emotionslosigkeit führt zu überwertigem Realismus, stellt der Psychoanalytiker Horst-Eberhard Richter fest. Wahnhafte Realpolitik kann sich die Welt nur so vorstellen, wie sie ist. Es geht darum, Dinge zu tun. So verkommt die ursprünglich unterdrückte Aktivität zum Aktivismus. Gestützt durch einen Kult der Effizienz, der dazu führt, elementare Grundlagen zu zerstören, die Luft, das Wasser, die Landschaft. Subversiv ist demgegenüber eine Leistung aus Lust, statt aus Pflichterfüllung. Die depressive Flucht nach vorn ist ebenso selbstdestruktiv wie der Rückzug ins Schneckenhaus. Er engt den Blickwinkel ein. Im Dunkel sehen wir weniger. Trotz Langsamkeit, die sonst viele Vorteile hat.

Alternative

Als Bub litt John Franklin (1786–1847) unter seiner körperlichen Behinderung. Er konnte nicht so rasch auf Bäume klettern wie andere. Mit der Zeit entdeckte er die Vorzüge seiner Langsamkeit. Ein geduldiger Lehrer half ihm dabei. Er vermittelte John: Wer etwas lange und aus verschiedenen Blickwinkeln anschaut, sieht oft mehr. John liess sich Zeit. Er studierte Schiffskonstruktionen und Landkarten, erforschte später die Antarktis, avancierte zum Gouverneur von Tasmanien und setzte demokratische Erneuerungen durch. Auf seinen Reisen machte John Franklin die Erfahrung, dass Verständigung dort entsteht, wo Menschen langsam aufeinander zugehen. Seine Behinderung erwies sich dabei als Chance. Nicht zu verwechseln ist John Franklin mit Benjamin Franklin (1706–1790), dem Vater des modernen Zeitmanagements. Sein Ausspruch Zeit ist Geld dominiert heute das Geschehen.

Sozial Benachteiligte und Ausgegrenzte laden viele Lasten auf die eigenen Schultern.

Herr M. tat beispielsweise sein halbes Leben viel dafür, jemand zu werden, den er selbst gar nicht recht mag, wie er selbst sagt. Er wollte reibungslos funktionieren, kümmerte sich um sein Prestige und um papierene Anerkennung. Trotz Schlaflosigkeit übernahm er noch mehr Pflichten. Ganz nach dem Motto: Ich arbeite, also bin ich. Und heute will Herr M. nicht über seinen zweiten Herzinfarkt reden, sondern nur noch vorwärts schauen und sich auf seinen Job konzentrieren. Aber so ist sein dritter Infarkt vermutlich vorprogrammiert, wenn es Herrn M. nicht gelingt, mehr Ruhe in den Alltag zu integrieren und sich auch auf das zu konzentrieren, was ihn behindert.

Ein anderer Unternehmer fährt ab und zu «Tixi». Er chauffiert Menschen mit einer

Behinderung und erlebt so, wie sie ihren Alltag trotz Schwierigkeiten bewältigen. Das beeindruckt ihn. Dank dieser Erfahrung sieht er das Leben anders. Seither wird er weniger nervös, wenn er bei einer Verkehrsampel eine Minute lang warten muss. Der Unternehmer wünscht sich, diese Erfahrung schon früher gemacht zu haben. Mit mehr Gelassenheit hätte er auch die eine oder andere Fehlspekulation vermeiden können.

Das Einfache ist schwierig

Lasst euch die Kindheit nicht austreiben, rät der Schriftsteller Erich Kästner in seiner Ansprache zum Schulbeginn. Seine Rede findet sich im Buch «Die Kleine Freiheit» (1953). «Schaut, die meisten Menschen legen ihre Kindheit ab wie einen alten Hut», schreibt Kästner. «Sie vergessen sie wie eine Telefonnummer, die nicht mehr gilt.» Ihr Leben komme ihnen vor wie eine Dauerwurst, die sie zu essen bekämen: Und was gegessen worden sei, existiere nicht mehr. Man nötige die Kinder in der Schule eifrig von der Unter- über die Mittel- zur Oberstufe. Und wenn sie schliesslich oben stehen, säge man die scheinbar überflüssig gewordenen Stufen hinter ihnen ab.

Aber man müsse doch in seinem Leben wie in einem Hause treppauf und treppab gehen. «Was soll die schönste erste Etage ohne den Keller mit den duftenden Obstborten und ohne das Erdgeschoss mit der knarrenden Haustür und der scheppernden Klingel? Nun – die meisten leben so! Sie stehen auf der obersten Stufe, ohne Treppe und ohne Haus, und machen sich wichtig. Früher waren sie Kinder, dann wurden sie Erwachsene, aber was sind sie nun?» Nur wer erwachsen werde und ein Kind bleibe, sei ein Mensch! Aber die einfachen Dinge seien so schwierig begreiflich zu machen!

Solidarität

Nach dem Zweiten Weltkrieg verbesserten in der Schweiz breite Bevölkerungskreise ihre materielle Lage. Soziale Gegensätze nahmen ab. Eine politisch liberale Haltung betrachtete Kapital und Arbeit als gleichwertig. Das änderte sich mit dem finanzgetriebenen Regime. Es verbreitet sich seit 1989. Inzwischen verfügen weniger als drei Prozent der privaten Steuerpflichtigen über mehr Nettovermögen als die übrigen 97 Prozent. Die soziale Kluft gibt auch einzelnen Reichen zu denken. Sie fürchten, dass der soziale Zusammenhalt aufbrechen könnte und spenden mehr Geld für Soziales. Das ist erfreulich und zu begrüßen. Die Existenzsicherung darf aber nicht vom Goodwill einzelner Gutmütiger abhängen. Dafür muss die gesamte Gesellschaft aufkommen. Geld ist genug vorhanden.

Obwohl der Reichtum enorm zunimmt, gehen in der Schweiz allerdings seit dem Jahr 2004 die Anteile der sozialen Ausgaben am Bruttoinlandprodukt zurück. (BSV, 2012) Das betrifft vor allem auch Menschen, die arm sind und eine Behinderung haben. Hier sind Solidarität und Weitsicht gefragt. Vordringlich gilt es, die unteren Löhne anzuheben und die soziale Sicherheit auszubauen. Und das ganz einfach, weil der Mensch ein Mensch ist. Nicht, weil die Renten rentieren. Renten haben zwar eine hohe Wertschöpfung. Sie schaffen auch viele Arbeitsplätze. Aber das enge Nützlichkeitsdenken ist eine Falle. Wichtiger ist die Lebensqualität für alle. Und sie erfordert soziale Sicherheit. So kommen persönliche Anstrengungen mehr zum Tragen. Dank materieller Rückenstärkung. Lebensfreude reicht allerdings weit darüber hinaus. Sie hängt auch davon ab, ob es uns wie John Franklin gelingt, den Wert der Langsamkeit zu entdecken.

Literatur

- Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV).
(2012). *Schweizerische Sozialversicherungsstatistik 2012*. Bern: EDI.
- Bundesamt für Sozialversicherungen (BSV).
(2011). *IV-Statistik 2010*. Bern: EDI.
- Ehrenberg, A. (2004). *Das erschöpfte Selbst*. Frankfurt a.M.: Campus.
- Gross, P. (1994). *Die Multioptionsgesellschaft*. Frankfurt a.M.: Suhrkamp.
- Gronemeyer, M. (1976). Motivation und politisches Handeln. Frankfurt a.M.: Campus.
- Kästner, E. (1953). «Ansprache zum Schulbeginn». In E. Kästner (Hrsg.), *Die Kleine Freiheit* (S. 11–16). Zürich: Atrium.
- Kutzner, S., Mäder, U. & Knöpfel, C. (2004). *Working poor in der Schweiz – Wege aus der Abhängigkeit*. Zürich: Rüegger.
- Kutzner, S. et al. (2009). *Sozialhilfe in der Schweiz*. Zürich: Rüegger.
- Mäder, U., Jey Aratnam, G. & Schilliger, S. (2010). *Wie Reiche denken und lenken*. Zürich: Rotpunkt.
- Mäder, U. (1999). *Für eine solidarische Gesellschaft*. Zürich: Rotpunkt.
- Nadoldny, S. (1983). *Die Entdeckung der Langsamkeit*. München: Piper.
- Richter, H.-E. (2002). *Das Ende der Egomane*. Köln: Kiepenheuer & Witsch.



Ueli Mäder ist Ordinarius für
Soziologie an der Universität Basel.
Prof. Dr. Ueli Mäder
Petersgraben 27, 4051 Basel
ueli.maeder@unibas.ch

Impressum

**Schweizerische Zeitschrift für
Heilpädagogik, 20. Jahrgang, 2/2014
ISSN 1420-1607**

Herausgeber

Stiftung Schweizer Zentrum
für Heil- und Sonderpädagogik (SZH)
Haus der Kantone
Speichergasse 6, CH-3000 Bern 7
Tel. 031 320 16 60, Fax 031 320 16 61
szh@szh.ch, www.szh.ch

Redaktion und Herstellung

redaktion@szh.ch
Chefredaktion: Martin Sassenroth
Redaktion und Koordination: Martin Sassenroth,
Silvia Brunner Amoser, Silvia Schnyder
Rundschau und Dokumentation: Thomas Wetter
Layout: Monika Feller

Erscheinungsweise

jeweils in der ersten Woche des Monats
(mit 1–2 Doppelnummern pro Jahr)

Redaktionsschluss

6 Wochen vor Erscheinen

Inserate

insetrate@szh.ch
Annahmeschluss: 10. des Vormonats;
Preise: ab CHF 220.– exkl. MWSt;
Mediadaten unter www.szh.ch/zeitschrift

Auflage

3000 Exemplare (WEMF-bestätigt)

Druck

Ediprim AG, Biel

Jahresabonnement

Schweiz CHF 76.90 (inkl. MWSt);
Ausland CHF 84.00

Einzelnummer

Schweiz CHF 8.20 (inkl. MWSt), plus Porto
Ausland CHF 8.00, plus Porto
Preise Kollektivabonnemente: auf Anfrage

Abdruck

erwünscht, bei redaktionellen Beiträgen
jedoch nur mit ausdrücklicher Genehmigung
der Redaktion.

Hinweise

Der Inhalt der veröffentlichten Beiträge von
Autoren und Autorinnen muss nicht mit
der Auffassung der Redaktion übereinstimmen.

Informationen zur Herstellung von Artikeln
erhalten Sie unter www.szh.ch/zeitschrift

Weitere Informationen erhalten Sie auf
unserer Website www.szh.ch